

WINTER EDUARD, *Ketzerschicksale*. Christliche Denker aus neun Jahrhunderten. (431.) Benziger, Zürich 1980. Ln. sfr 32.–.

Der verdienstvolle ehemalige Prager Kirchenhistoriker, Altösterreicher und Josephinismusforscher will in diesem Buch als 85jähriger Berliner Emeritus ein persönliches Testament für ein breiteres Leserpublikum hinterlegen. Es handelt von Männern der Kirche (von Joachim von Fiore, Marsilius, Occam, Hus, Kues, Copernikus, Kepler, Pascal, Spener, Leibnitz bis zum Prinzen Eugen, Rautenstrauch, Günther, Franz Brentano und Hermann Schell), die aus Liebe zur Kirche mit ihrer Mutter in Konflikt gerieten. W. bekennt offen, daß die behandelten „Ketzer“ Gestalten sind, mit denen er sich persönlich identifiziert. Das Buch ist hervorragend von einem Meister auch der Darstellungskunst geschrieben. Das Niveau ist in jeder Hinsicht gewährleistet. Obwohl die Charakterbilder nicht nur für einen wissenschaftlich interessierten Leserkreis gedacht sind und daher kleinliche Begriffsklauberei bei der Beurteilung sicher nicht am Platz wäre, stoße ich mich aus theol. wie historischen Gründen am Ketzerbegriff des Autors. M. E. trägt die Weise, wie der Begriff hier verwendet wird, zur Verfälschung fundamental christlichen Verhaltens bei, wie es (glaube ich) auch von liberalen Katholiken gefordert werden muß.

W. beruft sich bei seinen Porträts bewußt auf die ursprünglich ehrende Selbstbezeichnung der Ketzer, die sich als eine Gruppe elitärer „Reiner“ einer „unreinen“ Großkirche gegenüberstellen (8). Dieser Begriff kommt gewiß dem des „Pharisäers“ in den ntl. Schriften sehr nahe. Von daher gesehen, kann ich einem Ketzerideal in diesem Sinne nichts Positives abgewinnen. Es wäre ein Unrecht, originelle Köpfe, schöpferische Persönlichkeiten und kreative Innovatoren der Christenwelt deshalb, weil sie Anstoß erregten, als „Ketzer“ im umschriebenen Sinn zu bezeichnen und mit Wiclif und Hus in einem Atem zu nennen (64 ff). Für fast alle der behandelten Gestalten trifft der eingangs definierte Ketzerbegriff nicht zu, abgesehen davon, daß zur Ketzerei im ursprünglichen Sinn auch die bewußte Absonderung von der Großkirche gehört.

Das ist das theol. Bedenken. Historisch scheint mir hier der Begriff auch nicht sehr brauchbar, weil er zu unbestimmt wirkt, so daß er alles und nichts bedeuten kann. Wenn man den Prinzen Eugen (261 ff) unter die „Ketzer“ wegen seiner staatskirchlichen Ideen einreicht, dann könnte man das gleiche mit Kaiser Karl V., König Philipp II. und den bayerischen Herzögen des 16. Jh. tun. Mir ist nicht ersichtlich, welchen Sinn es haben soll, wohlbestallte Männer des staatskirchlichen Systems wie den Abt Rautenstrauch unter diese Kategorie zu rechnen. Da könnte einer mit gleichem Recht kommen und den Bischof Migazzi zum Ketzer machen, weil er sich gegen eben dieses System zur Wehr setzte. Historisch scheint es mir falsch, im 18. und 19. Jh. durchgehend von „Machtkirche“ u. ä. zu sprechen und so zu tun, als ob die armen absolu-

tistischen Großmächte Europas sich nur in Notwehr gegenüber der päpstlichen Großmacht unter den Bischöfen befunden hätten.

Nach E. Winter ist der Streit um die Grafschaft Comacchio (1724), an dem Eugen beteiligt war, der Anlaß der Entstehung des Josephinismus „als entschlossene Vertretung der Rechte des Staates gegenüber Machtansprüchen der Kirche“ (264). Neueste Bücher über das Zeitalter des konfessionellen Absolutismus (z. B. H. Lehmann) zeigen jedoch wesentlich einleuchtender, wer damals wirklich in der Defensive war. Man könnte mit gleichem Recht sagen, daß der Josephinismus im spanischen Regalismus des 16. Jh. oder im gleichzeitigen Staatskirchentum der bayerischen Herzöge („Papa et episcopus in territorio suo“) vorgebildet war.

Das Buch erscheint, obgleich immer anregend und lehrreich, weitgehend wie eine Hagiographie mit verkehrten Vorzeichen und eine mit profundem Wissen geführte Apologetik.

Regensburg/Wilhering

Gerhard B. Winkler

ALAND KURT, *Geschichte der Christenheit*. Bd. I: Von den Anfängen bis an die Schwelle der Reformation. (476.) Gerd Mohn, Gütersloh 1980. Ln. DM 58.–.

Daß Kirchengeschichte und Apologetik verschiedene Disziplinen sind, ist eigentlich erst eine Erkenntnis unseres Jahrhunderts. Unterschiede zwischen protestantischer und katholischer Kirchengeschichtsschreibung bestehen heute, von Einzelfällen abgesehen, nur noch in der Akzentsetzung und in der Stoffauswahl. Alands Buch, dessen 2. und letzter B. noch aussteht, ist aus den Vorlesungen des evangelischen Vf. hervorgegangen. Seine Konfessionszugehörigkeit und seine Herkunft von der Bibelwissenschaft erklären wohl die Aufnahme von Themen wie „Entstehung des neutestamentlichen Kanons“ oder „Die Entwicklung der frühchristlichen Literatur“, die man üblicherweise in einer „Kirchengeschichte“ nicht sucht. Daß der alten Kirche mehr Raum als der mittelalterlichen (trotz doppelter Dauer) zugemessen wird, dürfte die gleichen Ursachen haben. Dazu kommt noch ein starker Akzent in Richtung Deutschland und Norden. So kam es zu schmerzlichen Lücken. Das frühe Mönchtum z. B. wird nur auf eineinhalb Seiten abgehandelt (181 f), ein hl. Severin wird ebenso wenig erwähnt wie ein Benedikt von Aniane, die Kreuzzüge werden nur en passant gestreift, die Entfremdung der östlichen und westlichen Kirche im Mittelalter wird praktisch ausgeklammert. Vielleicht machen diese Hinweise aber auch die Problematik bewußt, die sich ergibt, wenn ein einzelner ein Kompendium der Kirchengeschichte verfaßt.

Positiv hervorgehoben sei die angenehm lesbare Darstellung (auch wenn sie gelegentlich noch zu sehr den Vortragston spüren läßt), die Aufnahme von Themen, die sonst oft unter den Tisch fallen (z. B. „Die Stellung der Frau in der frühen Christenheit“) und die maßvolle Stellungnahme zu so schwierigen Fragen wie zur

Donatio Constantini (162 f) oder zum „Papsttum am Ausgang des Mittelalters“ (384). Vf. liefert selbst einen Beleg für das, was er an einer Stelle sagt: „Das Zeitalter . . . konfessioneller Polemik ist vorbei“.

Das Buch wird aufgrund seiner anregenden Art und seines flüssigen Stils vermutlich weite Verbreitung finden. Vielleicht lassen sich bei einer 2. Aufl. manche Lücken schließen, – wenn es sein muß auch auf Kosten der umfangreichen Zeittafeln (394–441), die erfahrungsgemäß von den Studenten sowieso kaum eingesehen werden.

Linz

Rudolf Zinnhobler

WOHLGEMUTH FRANZ, *Trieben 900. Heimatbuch der Marktgemeinde*. (400.) Verlag der Marktgemeinde, Trieben 1974. Ln.

Diesem Buch ist schon viel Anerkennung gezollt worden. F. Tremmel nennt den Autor einen „kenntnisreichen Interpreten“, B. Roth bezeichnet ihn sogar als den „Herodot des Paltentales“ und Superintendent M. Kirchschrager bescheinigt ihm „ökumenische Aufgeschlossenheit“. Tatsächlich hat F. Wohlgemuth ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes geschaffen. In kurzen, reich illustrierten Kapiteln rollt vor dem Leser ein buntes Bild ab. Dabei werden Geschichte und Gegenwart mit etwa gleicher Gewichtung behandelt. Das Werk zeichnet sich, was bei dieser Art von Literatur nicht selbstverständlich ist, durch wirkliche Sachkundigkeit und gute Lesbarkeit aus. In dieser Zeitschrift verdienen die aufschlußreichen Episoden aus der Reformationszeit hervorgehoben zu werden. Den Oberösterreicher wird das kurze Porträt des Triebener Pfarrers Rudolf Hahn interessieren (146 f), der zuletzt in der Diözese Linz wirkte. Die Schilderung von Bräuchen und die im Anhang gebotenen Sagen und Erzählungen aus dem Paltental stellen eine kleine Fundgrube für den Volkskundler dar.

Linz

Rudolf Zinnhobler

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

GUARDINI ROMANO, *Der Herr*. Über Leben und Person Jesu Christi. (XVII u. 680.) (Herderbücherei 813), Freiburg 1980. Kart. lam. DM 14.80.–; *Der Herr*. Betrachtungen über die Person und das Leben Jesu Christi. (680) Schöningh, Paderborn 1980. DM 48.–.

Es ist nicht mehr zu übersehen: das Werk Romano Guardinis, gestern noch fast verschollen, erlebt eine wenigstens partielle Wiederentdeckung. Zweifellos kommt sie am meisten seinem Christusbuch „Der Herr“ zugute, das fast gleichzeitig in der längst überfälligen Neuauflage und als Taschenbuchausgabe erschienen ist und in dieser Form bereits eine erstaunliche Auflagenhöhe erreichte. Sie erklärt sich gewiß nicht nur aus dem Bedürfnis nach Wiederbegegnung mit einem Buch, das nach seiner Erstveröffentlichung (1937) für eine Generation zum prägenden Glaubenserlebnis geworden war, sondern nicht

weniger auch aus dem Verlangen vieler, aus dem Dilemma der gegensätzlichen Christologien der Gegenwart, der vom altchristlichen Dogma ausgehenden „Christologie von oben“, und der modernen bei Jesu gesellschaftskritischem Verhalten ansetzenden „Christologie von unten“ herausgeführt zu werden.

Es gehört zur Größe des von G. entworfenen Christusbildes, daß es zumindest grundsätzlich dieser Sinnerwartung genügt, obwohl ihm, gerade auch für das heutige Glaubensbewußtsein, fühlbare Grenzen gezogen sind. Denn wie in anderen Werken ignorierte G. auch hier in einem ebenso großartigen wie problematischen Distanzierungsakt die bereits geleistete Forschungsarbeit und ihr Instrumentarium, die historische Kritik. Doch konnte er dieses Vorgehen gerechtfertigt sehen, weil er sich zuvor in seinen Studien über Sokrates, Augustinus, Dante, Pascal und Hölderlin eine eigene Methode der Gestaltdeutung geschaffen hatte, die man als die einer „literarischen Einübung“ bezeichnen könnte. (So die Würdigung von Werk und Wirkung Guardinis in meiner Monographie „Interpretation und Veränderung“, Schöningh, Paderborn 1979, 65–73). Doch mehr noch als auf die Leistungskraft dieses Verfahrens verließ sich G. auf die Kraft seiner religiösen Intuition, die ihn die Lebens-, Leidens- und Herrlichkeitsgestalt Jesu in immer neuen und doch zu einer Einheitsschau zusammengeordneten Perspektiven erblicken ließ. Sein Christusbuch ist die am Leitfaden der Lebensgeschichte Jesu entwickelte Erzählung dieser intuitiven Wahrnehmungen. Lange bevor der Begriff der Narrativität gefunden und in die theol. Methodendiskussion eingeführt wurde, schuf G. mit seinem Christusbuch das wegweisende Paradigma einer „narrativen Christologie“. (In unseren Tagen hat sich G. Baudler dieser Aufgabe in seinem Jesusbuch „Wahrer Gott als wahrer Mensch“ [Kösel, München 1977] erneut gestellt.) Nicht zuletzt bringt es auch diese Methode mit sich, daß sich „Der Herr“ vielfach mit dem Jesusbild der heutigen Exegese stößt, angefangen von der bedenkenlosen Kitterung synoptischer und johanneischer Aussagen bis hin zu der ebenso kühnen wie fragwürdigen Deutung der Getsemanistunde und der unkritischen Behandlung der Passions- und Auferstehungsberichte. Dennoch gerät G. nur einmal ernsthaft ins theol. Abseits: in dem Kap. „Fügung und Entscheidung“, das die Konstruktion einer „leidensfreien“ Erlösung für den – hypothetischen – Fall entwirft, daß Jesus mit seinem Sendungsanspruch gehört und angenommen worden wäre. (Dazu H. U. v. Balthasar, Romano Guardini, München 1970).

Von diesen Mängeln darf indessen nur unter der Bedingung gesprochen werden, daß man auch ihre grandiose Kompensation und damit die Vorzüge des Werkes deutlich macht. Was G. Christusbuch auszeichnet, ist nicht nur der große Atem der narrativen Darstellung, die das Leben Jesu wie in einem Mosaik gegenwärtig werden läßt; es ist eher noch das Ereignis dieser Vergewärtigung. In den im meditativen Fluß der